



# Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

1914. \* Nr. 29

## Einsame Wege.

Roman von E. St. ... (Fortsetzung.)  
 3.

**D**er Schnee ist geschmolzen, nach einigen nasskalten Tagen kommt ein schöner, trockener Vorfrühlingstag. Noch sind die Bäume und Sträucher kahl, noch hat das Sonnenlicht nicht die Wärme, die wir lieben und die das Erwachen der Natur verkündet, doch blühen da und dort schon Schneeglöckchen und Blauweilchen als erste Frühlingsboten. Klar ist der Himmel, der in der letzten Zeit fast undurchdringlich, durch Wolken verhüllt gewesen.

Den schmalen Waldweg, der nach der Chaussee führt, wandeln zwei Frauengestalten, bei welchen man auf den ersten Blick gewahrt, daß sie vom nahen Schlosse kommen müssen. Gräfin Maininski, die schlanke Gestalt in einem dunkelblauen Tuchmantel gehüllt, im dunklen Filzhut mit wehendem Schleier, ist sehr froher Stimmung, und ihr anmütiges Gesicht ist von der klaren Frühlingsluft belebt und angeregt. Die elegante und biegsame Gestalt Hortense von Christensen, im schwarzen Tuchkleide und schwarzem Sammetbarett, wird ebenfalls wie die Schloßherrin von den Leuten des einsamen Ortes, die zuweilen den Weg passieren, gebührend bewundert und ehrerbietig begrüßt.

Hortense fühlt sich bei der Freundin, bei welcher sie schon einige Tage weilt, wie neu geboren. Sie bereut nicht, deren lebenswürdiger Einladung Folge geleistet zu haben. Auch die Baronin ist glücklich, die Baronesse um sich zu haben. Gerade das, was sie bei dem Gatten am meisten vermisse, die herzliche Aussprache über alles, was ihr Leben bewegte und interessierte, das fand sie bei der jüngeren Freundin in reichem Maße. Hortense hingegen liebte die Frau mit dem feinen Geiste, dem gesunden, sicheren Urteil. Auch jetzt wieder sind sie in angeregter Unterhaltung, und zwar ist es für Hortense das Nächstliegende. Die Gräfin berichtet ihr von des Fürsten kürzlicher Anwesenheit im Schlosse.

„Nur eines kann ich nicht verstehen,“ schloß die Gräfin, „daß du die Hand des Fürsten ausschlagen konntest, der in meinen Augen das Muster eines edlen, feinen Mannes ist.“  
 Hortense dreht das Haupt wie elektrisiert der Freundin zu.  
 „Du scherzest, May!“ sagt sie mit mühsam beherrschter Fassung.  
 „Der Fürst hat nie um meine Hand angehalten. Im Gegenteil, er hat sich damals auf mir unerklärliche Weise zurückgezogen, als alles über mich hereinbrach.“  
 „Wie, das sollte nicht wahr sein, was sich die Stadt erzählt?“ entgegenete May erstaunt und schüttelt wie vor etwas Unbegreiflichem das Haupt. Doch was Hortense sagt, entspricht der Wahrheit, sie würde ihr dies nicht verheimlichen, zumal da Hortense weiß, wie sehr die Gräfin es freudig begrüßte, wenn aus ihr und dem Fürsten ein Paar würde.

Ein Argwohn erfaßt die Gräfin. Es war nun kein Zweifel mehr, es waren Intrigen im Spiele, die auch dem Fürsten ein falsches Bild von Hortense entrollt hatten, denn dieser liebte das junge Mädchen noch heute und bedauerte ihre scheinbare Gleichgültigkeit auf das tiefste. Wenn er sich ihr gegenüber neulich auch nicht deutlich ausgesprochen hatte, so wußte sie, die Gräfin, dennoch, daß Hortense das einzige Weib war, das noch heute er liebte. Schändlich, einfach schändlich, dachte die Gräfin. Es war ein großes Glück, daß Hortense bei ihr war und somit Klarheit in die Sache kam. Ein freundiges Aufleuchten glitt über Mays Züge. Jetzt hat sie es in der Hand, das Paar zusammenzuführen, das geborgen und sicher vor gemeiner Klatschsucht endlich dem sehnlichen Wunsche näher kam. Ja, sie will alles tun, um den Fürsten und auch ihre kleine Hortense glücklich zu machen. Darum sagte sie jetzt:

„Hortense, der Fürst liebt dich, dies ist kein Zweifel. Doch böse Menschen haben euch beide irreführt, so daß jedes auf den Glauben kam, von dem anderen betrogen oder eben nie geliebt worden zu sein. Jetzt begreife ich auch deine damalige Niedriglage bei Hofe und wie dir deutlich zu verstehen gegeben wurde, dich baldigst zurückzuziehen. Damit sollte der Schein gegen dich



Der Königsweih am Horst. (Mit Text.)

den Glauben kam, von dem anderen betrogen oder eben nie geliebt worden zu sein. Jetzt begreife ich auch deine damalige Niedriglage bei Hofe und wie dir deutlich zu verstehen gegeben wurde, dich baldigst zurückzuziehen. Damit sollte der Schein gegen dich

sprechen und auch der Fürst mußte schließlich etwas davon glauben und einsehen, daß Hortense, das angebetete Mädchen, ein wenig vertrauenswürdiges Geschöpf und mit seiner Liebe ein Spiel getrieben. Ebenso wurde er da darin bekräftigt, daß der Fürst nie ernstliche Absichten für dich hegte, vielmehr dessen Liebe in dem langen, ungewollten Verkehr auf Schloss Bergen, da aller Sittenzwang ziemlich in den Hintergrund gedrängt wurde, schließlich aufgeblüht, um aber ebenso rasch wieder in Vergessenheit zu geraten."

Hortense ist abwechselnd rot und blaß geworden. Nein, noch kann sie nicht glauben, obgleich die Gräfin die verlockendsten Bilder vor ihr entrollt. Es wäre auch eine zu große Schleichigkeit, wenn man durch Intrige und Mißgunst ihr Lebensglück zerstört hätte. Die Gräfin weiß auch alles nicht so genau und wünscht so sehr diese Verbindung, daß ihr alles in rösigsten Lichte erscheint.

"Nun, halt ein mit deinen Worten, noch kann ich nicht daran glauben, denn es wäre zu schmerzhaft für mich, um aufs neue wieder die Hoffnungslosigkeit meiner Liebe einzusehen. Ich bin nun ruhig darüber geworden und habe zu vergessen versucht, also lassen wir die Vergangenheit und reden nicht mehr davon."

"Im Gegenteil," erwiderte die Gräfin energisch, "man muß die Sache näher untersuchen, und du wirst sehen, wie recht ich habe. Oder willst du noch einmal dein Glück von dir stoßen? Dein Zweifel ehrt den Fürsten nicht, und vielleicht niemand wie ich weiß so gewiß, daß er dieser Handlungsweise einfach unfähig und nur müßiges Gerede euch auseinander geführt hat."

"Ich will ja gerne glauben, denn meine Natur ist nie zu Mißtrauen geneigt gewesen, am wenigsten dem Fürsten gegenüber. Doch sage selbst, mußte mir nicht Zweifel kommen, da er mich nicht einmal vor jenen nichtswürdigen Menschen schützen konnte?"

"Er hat es nicht gewußt. Er hat sich damals zurückgezogen, da er dachte und ihm auch beigebracht wurde, daß du einem anderen Manne deine Liebe schenkest."

"Das — das hat man getan? Nein, wie grenzenlos schlecht und gemein ist doch die Welt! Es lag doch nichts vor, mir so etwas zuzuschreiben, denn ich habe damals keinen Mann gekannt, der mir wert gewesen, als dein Feind, wie es auch heute noch der Fall ist. Mir wird ganz elend zumute, wenn ich nur daran denke, daß all mein Leid, mein Verstoßenwerden nur durch schlechte Menschen entstehen konnte. Lieber Gott, kann es so etwas überhaupt auf Erden geben, daß man einem Menschen, der niemand etwas Leides getan und schutzlos und allein in der Welt steht, so übel mißspielt und ihn um das Glück und den Glauben an das Gute bringen will?"

"Ja, mein Kind, das gibt es leider. Du kennst die Welt noch lange nicht in ihrer ganzen Häßlichkeit und Intrigue. Glaube daher nicht, daß du die Einzige bist, der solches widerfährt, o, es mögen noch unzählige solcher Fälle täglich, ja stündlich vorkommen. Darum heißt es kämpfen, kämpfen um sein Glück, um seinen Frieden. Es ist wie ein Krieg im Kleinen, aber meist viel schlimmer, weil der Feind uns da nicht offen entgegentritt, sondern im Hinterhalt auf sein Opfer lauert und durch Verleumdung dessen Existenz und Leben untergraben will, je nach Lage der Sache. Dies ist also auch erfunden worden, daß du einen anderen Herrn geliebt?"

"Hast auch du daran geglaubt?"

Schmerzhaft erklang es von Hortensens Lippen, und sie wendet das Antlitz ab, um das Zucken der Lippen zu verbergen. Ist es nicht schrecklich, was ihr alles angedichtet und was sie dadurch erdulden mußte!

"Kind, Kind, du mußt nicht böse werden. Ich habe ja nicht davon geglaubt, nur wollte ich aus deinem Munde die Gewißheit hören. Und Gott sei Dank, meine Vermutung hat sich auch hierin bestätigt. Nun ist alles klar und licht, und nicht lange mehr und du wirst die glückliche Braut des Fürsten sein, und alles Angenehme und allen bisherigen Kummer vergessen."

Wollte Gott, es wäre so, dachte Hortense. Sie wollte eben etwas erwidern, als Ulla auf die Damen zutrat und sich ihnen anschloß. Des jungen Mädchens frohes Geplauder lenkte das Thema auf andere Dinge. Hortense bedauerte diesen Zwischenfall durchaus nicht. Noch war sie nicht in der Lage, der Gräfin zuversichtlichen Worten so großes Gewicht beizulegen. Doch unbekannt trotz ein glückliches Lächeln auf ihre Lippen, und das Bild des Fürsten nahm immer greifbarere Gestalt in ihrem Herzen an.

Ulla kam vom Pfarrhaus, welches sie jetzt fast täglich aufsuchte. Der Verkehr mit den Pfarrerstöchtern, die nur wenige Jahre älter als sie selbst, war für die Kleine sehr angenehm und für ihre Jugend wünschenswert, zumal da auch ihr Vetter und sonstiger Begleiter in Wald und Umgebung augenblicklich wieder in Berlin weilte. Ullas Erscheinen hingegen wurde im Pfarrhaus mit großem Jubel begrüßt. Den ziemlich einfach und anspruchslos auftretenden Pastorentöchtern erschien sie wie eine kleine Prinzessin. Auch die Pfarrerknaben hegten großes Wohlgefallen an

Ulla, die sich gerne am französischen und englischen Unterricht, den der Pfarrer fleißig mit seinen Kindern pflegte, betheiligte. Ulla war in allen Fächern und Kenntnissen den Pastorentöchtern in vielen voraus, da sie sehr lernföhrig und freudig gewesen und im Hause des Vaters, trotz der fehlenden Mutter, eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Nur eines fehlte Ulla in großer Maße, und zwar der praktische Sinn und der Blick für das Nützliche liegende. Sie besaß eine reiche Phantasie, und um diese wußte sie einen Zauber und Märchenschimmer, welcher ihr das nüchternste alltägliche Leben in weite Fernen rückte. Selbst die Gräfin, die eine gesunde Phantasie bei jedem Menschen voraussetzte, fand Ulla in dieser Beziehung noch sehr in den Kinderschuhen stehend, und wo sie konnte, steuerte sie dagegen an, um Ulla auch den Sinn zu praktischer und nützlicher Anschauungsweise des Lebens zu öffnen. Sie glaubte daher auch mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß für ihre Nichte das Pfarrhaus der beste Boden war, in welchem die Kleine fast unbewußt sich dieses aneignen konnte.

"Es war heute sehr nett im Pfarrhause", redet Ulla in ihrer sorglosen Munterkeit. "Ein schon längst als verschollen betrachteter Freund des Pfarrers ist heute gekommen. Er hat fast die ganze Welt bereist. O, wunderbar ist seine Erzählung! Ubrigens, er will dich kennen, Tante May, und in den nächsten Tagen besuchen."

"Wich?" Erstaunt sagt es die Gräfin. Wer mag es sein, der sich nach so langer Zeit ihrer erinnert?

"Ja, ich habe mich auch gewundert. Doch er beharrt fest darauf, dich zu kennen und hat mir schon einen Gruß an dich aufgetragen."

"Nun, und wie heißt der geheimnisvolle Fremde?" sagt die Gräfin lächelnd. Noch immer kann sie sich nicht entsinnen, wer es wohl sein mag.

"Dietch Detleffen!" sagt Ulla. "O, es ist ein interessanter Mann und besitzt seine eigene große Facht. Bei ihm ist fast alles wie im Märchen."

Ullas Augen leuchten. Dies war so recht für sie, das Märchenkind, wie die Tante sie manchmal scherzend nannte.

"Hein Dietch Detleffen", wiederholt die Gräfin. Doch noch weiß sie nicht, wer der Träger dieses Namens ist und daß sie diesen Mann einst gekannt haben soll.

"Nun, dieser Herr wird mir ja selbst dazu verhelfen, mich seiner Bekanntschaft zu erinnern", sagt sie lächelnd, und die Sache ist für sie abgetan. Erst als sie am Abend vor dem Schlafengehen noch einige Zeit in ihrem Gemach weilt und den Tag noch einmal an sich vorüberziehen läßt, fällt ihr der Fremde wieder ein, und wie sie eine Weile nachsinn, weiß sie mit einem Male, wer Dietch Detleffen ist.

"Dietch Detleffen." Leise sagt sie den Namen vor sich hin, der einst in ihrem Leben einen lichten Klang hatte.

"Dietch Detleffen, kommst du, um deine Liebe einzulösen?" flüstert die tieferblassene Frau.

Zu spät ist es, und du findest nicht mehr die einjährige May voll sonniger Fröhlichkeit, die kleine May aus dem großen Patrizierhause, die du verließest, als das glänzende Haus zusammenstürzte, und als nach wenigen Wochen zwei stille Menschen hinausgetragen wurden, die ihrem grausamen Schicksale erlagen, Vater und Mutter deiner kleinen, vergötterten May. Nun findest du eine Frau, eine ernste Frau, umgeben von Glanz und Reichthum, doch auf deren Weg nicht die Sonne der Liebe leuchtet, die einjam und allein neben dem Gatten einhergeht, schön und reich, aber unbefriedigten Herzens.

Gewiß, er ist es und hat nur zu seinem Namen Dietch einen anderen hinzugefügt, seinen Vornamen überhaupt weglassend, denn wie sie ihn in Erinnerung hatte, nannte sich der Freund einst Verd Dietch. Nun hatte er noch einen zweiten Namen, und zwar Detleffs, angenommen. Dietch hatte einst als ganz junger Mann, selbst vom Schicksal zerbrochen, die Vaterstadt verlassen, um darüber sein Glück zu suchen. Bis heute hatte May nichts mehr von ihm gehört, der einst fast so gut wie ihr Verlobter gewesen war.

Wie wunderbar, nun sollte sie nach langen Jahren den Jugendfreund wieder sehen, der jetzt nach Ullas Erzählung ein reicher, vornehmer Mann sein mußte. War es gut für sie? Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Dietch nie wieder ihren Lebensweg gekreuzt. Dennoch freut sich May auf dieses Wiedersehen. Was wird bei seinem Anblick alles lebendig werden, wohl auch manch schmerzliche, traurige Erinnerung, doch gleichwohl, sie will ruhig und gefaßt den Freund empfangen und sich freuen an seinem Wohlergehen, nach all den Enttäuschungen und Heranmissen seines Daseins.

Zwei Menschen fanden heute im Schlosse erst spät die ersehnte Ruhe, die Gräfin und Hortense. Die Worte der Gräfin hatten in Baroness Hortensens Herzen einen Widerhall gefunden, so daß sie noch an ein Glück glauben konnte, nachdem sie dies nicht mehr für möglich gehalten. Jubel erfüllte ihre Seele und frohen Herzens schloß sie endlich ein.

Der nächste Tag brachte Regenwetter. Hortense war dies nicht so unangenehm, sie konnte sich desto ungestörter zurückziehen, um wichtige Briefe zu schreiben, die sie immer wieder hinausgeschoben hatte. Mla war von den Pastorenkinderen ins Pfarrhaus geholt worden, da die Jüngste, Lilly, Geburtstag feierte.

So saß denn am Nachmittag die Gräfin allein in ihrem Gemache, die neuen Journale, die heute mit der Post gekommen waren, studierend. Ein leichtes Holzfeuer brannte in dem Ofen, der, wie ein französisches Kamin gebaut, sich allerliebste in dem treuten Gemache ausnahm. Zu Mays Füßen schlummerte ein Klatschspiel, Diana, der Gräfin verzogener Liebling. Draußen klatschte der Regen an die Scheiben, und um so traulicher war es in dem freundlichen Räume.

Die Gräfin war heute nur halb bei ihrer Lektüre, denn immer und immer wieder wanderten ihre Gedanken zu Dietrich, dem Jugendfreunde und in die Vergangenheit zurück. Wie war doch alles so anders gekommen, als sich May einst gedacht! Nach der Eltern Tod und dem Zusammenbruch ihres schönen Vaterhauses kam die damals sechzehnjährige May zu einer Verwandten, und dort lernte sie nach wenigen Monaten den Grafen Maininski, einen Bekannten ihrer Verwandten, kennen, der sich sogleich in das junge Mädchen verliebte und sie zur Gemahlin begehrte. Und kaum ein halbes Jahr darauf wurde sie Gräfin Maininski, kam auf das Schloß als die vielbeneidete Gattin des Grafen. Wie ein Traum ist es ihr heute noch, und sie weiß selbst nicht, wie sie so rasch zu allem bereit sein konnte, die doch den Grafen weder liebte, noch kaum kannte. Aber die verlockenden Bilder, die die Verwandte vor ihr entrollte, und die Angst, sonst in abhängige Stellung zu müssen, sie, die verwöhnte May! Zudem war ihr Freund, der die Heimat verließ, auch für sie verloren. All das bestimmte sie, ja zu sagen und des Grafen Werbung anzunehmen.

Sie hatte es ja nicht zu bereuen gehabt, eine glänzende Stellung an der Seite des Gatten mußte ihr alles andere ersetzen. Die erste Zeit ihrer Ehe war für May nach all den traurigen Erlebnissen wie eine Reihe schöner Festtage, sie wurde überschüttet mit Aufmerksamkeiten, von dem Grafen sowohl, wie auch von dessen Bekannten, und obwohl May nicht gerade Hang zum Luxus hatte, so empfand sie es dennoch angenehm, daß die Stellung ihres Gatten ihr dies alles ermöglichte.

Mit den Jahren fühlte May eine Leere im Herzen, und ein Heimweh nach vergangenen Tagen erfüllte sie. Mehr und mehr ging der Gatte seinen gewohnten Neigungen nach. Machte große Reisen, wie jetzt wieder, und sie war allein und auf sich selbst angewiesen. Gewiß, sie empfand die Abwesenheit des Gatten selbst manchmal als Erleichterung, und dennoch tat es ihr weh, daß sie so gar keine innere Gemeinschaft zueinander verband. Ihr Gatte vermied es anscheinend nicht, ihm genügte, daß auf dem Schlosse seiner Väter eine Frau war, die die alte Ordnung aufrecht erhielt und Behaglichkeit und Frohsinn verbreitete, die in ihrer stillen, feinen Art das ganze Hauswesen leitete, ohne daß er jemals mit Unannehmlichkeiten oder gar Ärger behelligt wurde. Für ihn war May in dieser Beziehung das Muster einer Hausfrau, und das hatte sich May in den nun zehn Jahren ihrer Ehe angeeignet. Sie hatte dem Gatten keine Liebe, ihm ein guter Kamerad, eine treue Freundin zu werden und sich seinen Wünschen unterzuordnen, war bis auf das kleinste bestrebt, sein Heim so angenehm und traut wie nur möglich zu gestalten. Doch mitten in all ihrer Arbeit, in all ihrem eifrigen Bestreben, sich des Gatten Weisheit zu erhalten, fühlte May sich oft entsetzlich einsam und allein. Sie, deren Ehe und ganzes Leben in der Umgebung als glücklich und harmonisch galt, hungerte oft nach Liebe, nach einem richtigen Verständnis. Sie ging einsam ihren Weg, und da ihr auch kein Kind beschieden, das sie mit ihrer großen Liebe überschütten konnte und dessen Liebe ihr ein köstliches Gut gewesen, so war sie doppelt vereinsamt, mitten in Glanz und Reichthum. Und sie fühlte, wie sie sich mehr und mehr dem Gatten entfremdete und wie auch dieser ihr mehr und mehr entglitt. Gewohnheitsgemäß lebten sie noch dahin, nur eines wußte sie, wenn er auch heute sein Herz einer anderen Dame zuwenden würde — denn Graf Maininski war noch ein satlicher Mann von vierzig Jahren — so würde er doch keine Ehe nicht lösen; denn nichts war ihm mehr verhasst, wie öffentlicher Skandal oder auch eine Änderung seiner Häuslichkeit. Wenn es aber so weit kommen sollte, ihr würde es wohl keine Träne entlocken, denn sie wußte es heute nur zu gut, daß sie damals, fast noch ein Kind, einen großen Irrtum begangen, als sie in die Heirat mit dem Grafen eingewilligt. Und wenn sie selbst schon den Gedanken einer Trennung gefaßt, so war dies jetzt zu spät, und sie mußte ihr Los weiter tragen, denn es gab noch Schlimmeres, und sie konnte sich beschneiden. Ihre Umgebung bot ihr viel Ersatz, und in treuer Pflichterfüllung mußte sie auf ihrem Posten ausharren. Das plötzliche Auftauchen

des verschollenen Jugendfreundes traf sie daher um so mächtiger. All diese Gedanken beschäftigten die Gräfin, als ihr der Diener einen Herrn Dietrich Detleffen meldete. Ein freudiges Aufleuchten belebte einen Moment ihre Züge, als sie befahl, den Herrn sogleich vorzulassen, und wenige Minuten später steht sie demselben gegenüber, der ihre beiden Hände ergreift und sie erst lange still und wortlos anblickt.

Dietrich Detleffen ist groß und schlank, das Gesicht dunkel gebräunt. Die tiefdunklen Augen ruhen halb forschend, halb prüfend auf Mays noch immer schönen Zügen. Ja, es war die May von einst, nur viel, viel ernster und stiller. Das junge Mädchen mit dem frohen Kindergemüth, noch halb Kind, das er einst verliebte, ist sie jedoch nicht mehr, doch um so anziehender und fesselnder wirkt ihre feine Erscheinung. Wirklich, May, die sorglose May, ist wie zur Gräfin geboren, und damals nannte er sie schon das Prinzchen. Aber glücklich ist sie nicht, trotzdem sie in dem großen Schlosse wohnt und ein Troß Diener sie umgibt, wie sie es sich in ihren kindlichen Spielen einst gewünscht. Nein, glücklich ist May nicht, das muß sich Dietrich zu seinem großen Bedauern gestehen. Denn vielleicht niemand versteht May so gut wie er, der sie schon als kleines Kind gekannt und der im stillen Herzen gehofft, seine May so wiederzufinden, wie er sie vor Jahren verlassen. Natürlich förchteter Gedanke. Zwischen damals und heute lag ein Jahrzehnt, und May wurde ja kaum zwei Jahre nach seinem Weggang aus der Heimat Frau Gräfin. Er hatte nicht viel zu fragen, denn er wußte aus den Reden des Pfarrers Räder, des einstigen Freundes, so ziemlich alles aus Mays fernem Leben. Und was ihm niemand sagen konnte, das sah er selbst am deutlichsten, Mays Ehe war keine glückliche gewesen und war es auch heute noch nicht. Glanz und Reichthum umgaben sie wohl, doch das kam einem auch zur Last werden.

„Daß ich dich wiederfinde, May, welche eine Freude, welche ein Glück! Und wie ich sehe, hat dich das Leben an einen Platz gestellt, der ganz für dich geschaffen. Auch mir ist es wunderbar ergangen. Mein Mühen und Streben hat sich gelohnt, im fernem Lande bin ich ein reicher Mann geworden, nachdem ich die Heimat verließ, die mich aus meinen Kreisen ausgestoßen und mir allen Mut und alle Hoffnung zu einem Verufe genommen. Ich könnte dir viel erzählen, doch die Zeit ist zu knapp bemessen. Ich will mich kurz fassen und dir nur ein flüchtiges Bild meines bisherigen Lebens entrollen. Dem gewiß hast du ein Interesse daran, wie es deinem einzigen Kindheitsfreunde erging. Auch du wirst mir wohl gerne berichten, wie sich dein Leben gestaltet und wie es den Eltern ergangen. Ich darf doch wohl noch du sagen, nicht immer wieder, daß zwischen dem Einst und Jetzt ein Jahrzehnt liegt, wir sind beide älter und einander fremder geworden!“ schloß Dietrich und schaute die Gräfin mit fragendem Blicke an.

„Aber selbstverständlich, Dietrich. Wir wollen ganz miteinander verkehren wie einst. Auch ich freute mich, dich wiederzusehen und aus deinem Munde zu vernehmen, daß dich das Leben doch noch mit seiner Güte bedacht. Ja, die Eltern, die sind lange tot. Und manchmal kommt es mir selbst vor, als sei die letzte Zeit im Vaterhause, die für mich so verhängnisvoll wurde, ein schwerer, böser Traum, und Vater und Mutter müßten zur Türe eintreten und nach ihrem Kinde schauen wie einst, und der Mutter Hand müßte zärtlich mein Haupt umfangen, und der Vater mit den gütigen Augen und dem freundlichen Lächeln voll Stolz und Freude sagen: „Unser May, unser einziges Kind, ist unseres Hauses Glück und Sonnenschein.“

„Ja, so sagte er!“ rief Dietrich lebhaft. „Noch weiß ich, wie in dein ernstes Gesicht ein Freundensimmer glitt, wenn du dein Arbeitssimmer betrachtest und dich zu uns geseltest, wenn ich in irgendeiner Sache deinen Vater um seinen Rat fragte. Denn er war sehr klug, der alte Herr, und hat mir manchen Fingerzeig gegeben, der mir in meinem späteren Leben nützlich wurde.“

„Der gute Vater!“ sagte May. „Gedenkst du nun hier in Deutschland zu bleiben, oder kehrt du wieder zurück?“ fuhr May fort.

## Die Probe.

Eine lustige Geschichte von Paul Wlff. (Nachdruck verb.)  
 Frau Melanie war Witwe, war jung, hübsch, lebenswüthig und gebildet und hatte außerdem noch viel Geld. Und doch war sie nicht zufrieden. Ihre Einsamkeit drückte sie, ein gewisses Gefühl der Ode erfüllte ihre Brust, ihr Leben kam ihr so nutzlos vor, und nie hatte sie dies stärker empfunden als heute, wo sie allein unterm strahlenden Weihnachtsbaum saß, den sie, aller liebster Gewohnheit nach, eigenhändig ausgeschmückt hatte. Ein Weihnachtsabend und allein, da konnten wohl allerlei wehmüthige Gedanken. Und die schöne junge Witwe wäre wohl ganz un-

lantholisch geworden, wenn nicht im Laufe des Abends wenigstens ihre Freundin Emma bei ihr vorgesprochen hätte, um sie auf ein Stündchen ihren Grübeleien zu entreißen.

„Aber warum hast du meine Einladung nicht angenommen, liebstes Herz, anstatt hier als Trauerweide zu sitzen?“ fragte Frau Emma.

„Du weißt es ja“, erwiderte Melanie. „Der Anblick eines fröhlichen Familienkreises, das Jauchzen der Kinder würde mir um so schärfer zu Gemüte führen, was mir fehlt.“

Emma sah die Freundin prüfend von der Seite an: „Und warum verschaffst du dir das, wonach du dich sehnest, nicht selbst? — Warum, liebe Melanie, heiratest du nicht wieder? An Bewerbern fehlt es dir doch wahrlich nicht. Oder solltest du durch die Erfahrung deiner ersten Ehe zur Ehefeindin geworden sein?“

„Keineswegs. Aber zweifelhaft und misstrauisch bin ich ge-

„Köstlich und originell! Und worin besteht er?“  
 „Das sage ich dir, wenn ich glücklich unter die Haube gekommen bin. Also bis dahin Geduld.“

Lächelnd nahmen sie Abschied voneinander. Die erfahrene Emma konnte sich nicht enthalten, noch etwas spöttisch zu sagen: „Nimm dich nur in acht, daß dein Prüfstein dich nicht im Stich läßt!“

Gegen Mittag des nächsten Tages kam Dr. Müller, um der jungen Witwe seinen Weihnachtsbesuch zu machen. Er war einer der in Frage kommenden Freier.

„Meine Gnädigste, ich wünsche Ihnen glückliche Feiertage. Ich bin entzückt, Sie so wohltaun zu sehen. Keine Spur mehr von der letzten Influenza.“ — Galant küßte er ihr die Hand.

Und heiter entgegnete sie: „Ein Kompliment Ihrer eigenen Kunst, lieber Freund; Sie sind ja mein Hausarzt.“ Sie setzte sich und bot auch ihm einen Stuhl an.

„Wissen Sie das Neueste, gnädige Frau?“ sagte er, sich setzend. „Unser dicker Landgerichtsrat hat sich am Heiligabend verlobt.“

„Das Unglück schreitet schnell“, meinte sie launig und zuckte mit den Schultern, „sprechen wir lieber von etwas anderem.“

„Aber warum denn, das Thema ist ja so nett.“

„Doktor!“ Drohend lächelte sie ihm zu. „Ich weiß, wo hinaus das soll.“

„Nun ja, Sie wissen, Frau Melanie, daß ich Sie liebe. Warum wollen Sie meinen Antrag nicht hören?“

„Weil ich Sie und mich vor einer großen Enttäuschung bewahren möchte.“

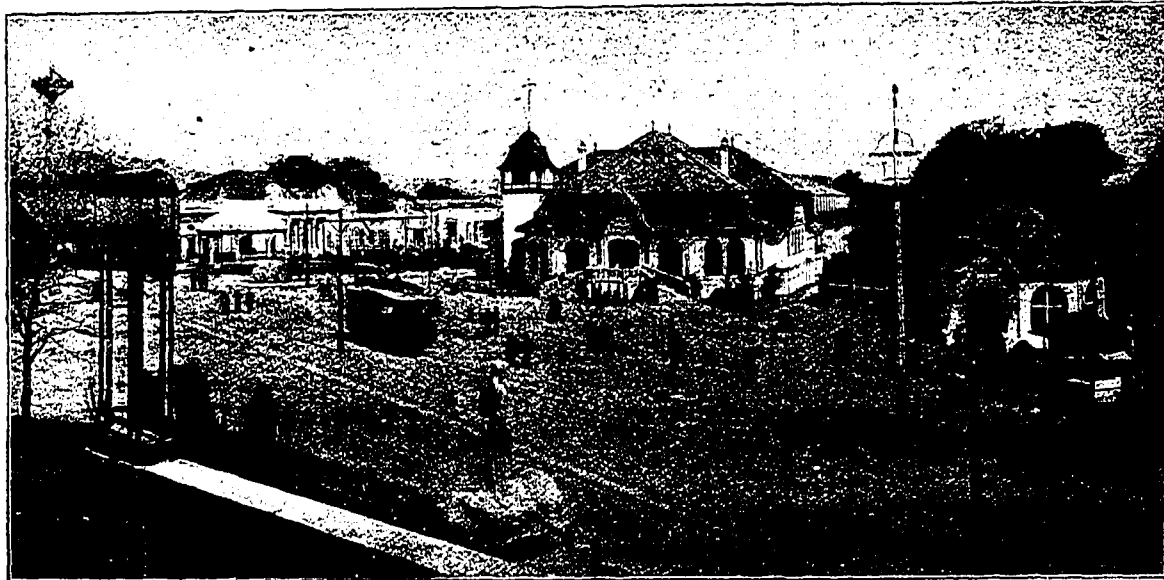
„Sie glauben nicht an meine Liebe?“

„Warum setzen Sie mir die Pistole auf die Brust?“

„Scherzen Sie doch nicht mit so heiligen Gefühlen!“  
 Jetzt lachte sie laut auf: „Wenn Sie doch nur wüßten, wie komisch Sie in solcher edlen Aufwallung aussehen, lieber Doktor!“



Die Schweizerische Landesausstellung in Bern: Die große Festhalle. (Mit Text.)



Die Mittelpartie des Mittelfeldes, die einen interessanten Überblick über den Stand der Schweizerischen Volkswirtschaft und Kultur auf allen Gebieten gibt.

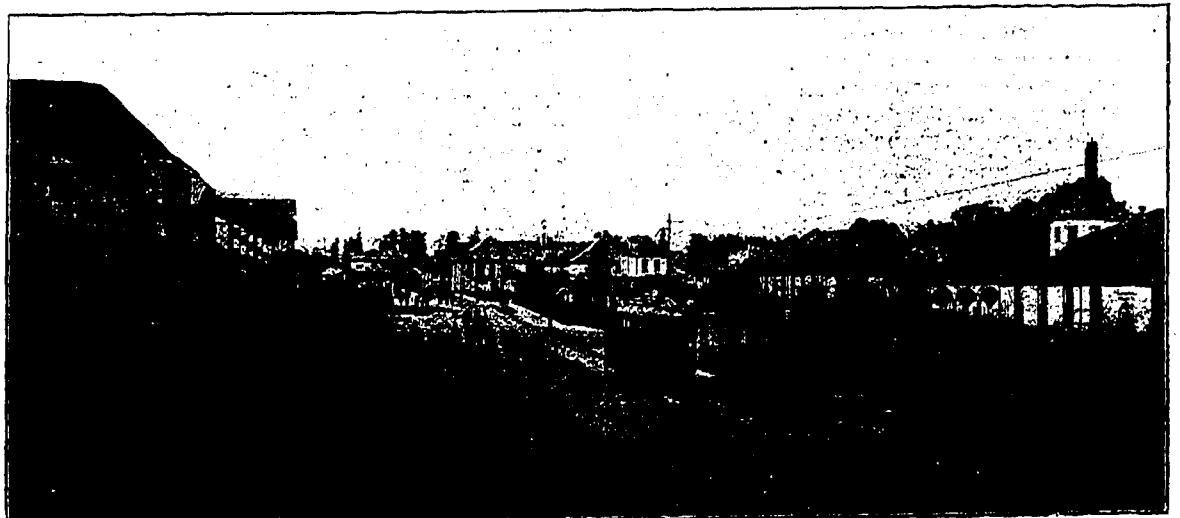
worden, ob ich auch den Rechten finde. Die Ehe ist ja bekanntlich mehr oder minder ein Lotteriespiel. Doch heute habe ich mich entschlossen, eine Entscheidung demnächst herbeizuführen.“

„Also der Rechte ist doch schon gefunden?“ fragte Emma lächelnd.

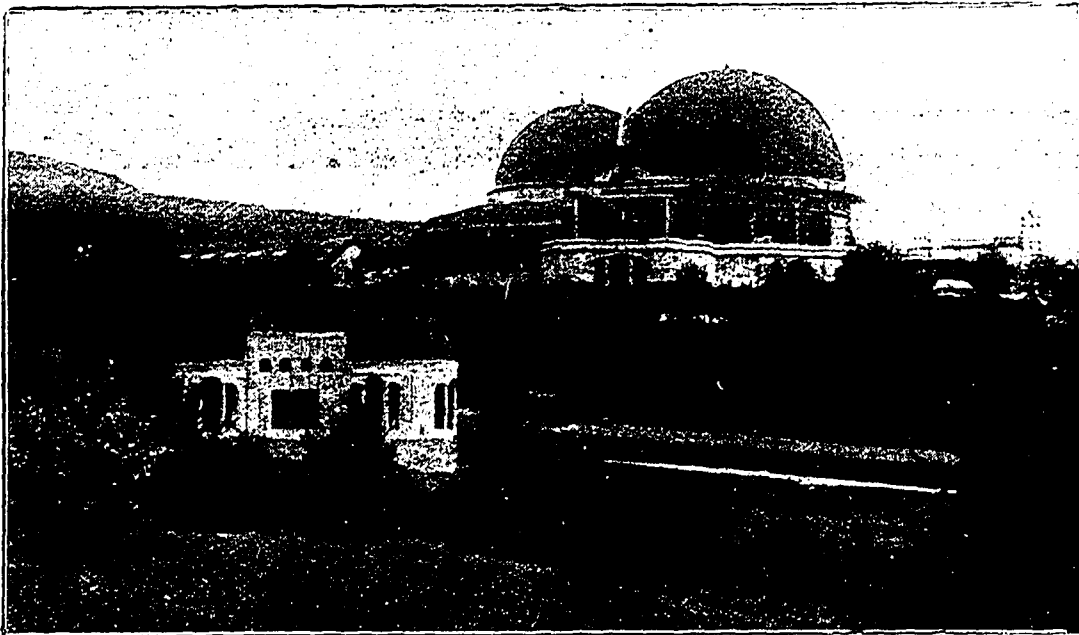
„Nein, ich weiß es selber noch nicht, wen ich wählen soll. Drei Herren machen mir seit längerer Zeit den Hof. Sie gefallen mir in Grunde alle drei. Aber erst muß ich ihre Charaktere prüfen. Wer von diesen dreien mir der Rechte zu sein scheint und die Probe besteht, dem reiche ich meine Hand. Das nächste Weihnachtsfest soll bei mir wieder ein richtiges Familienfest werden.“

„Eine Probe soll er bestehen?“ fragte Frau Emma neugierig und gespannt.

„Gewiß, meine Liebe. Ich habe nach langem Nachsinnen einen Prüfstein gefunden, der mir das wahre Wesen der Männer enthüllt. Den will ich anwenden.“



Links: Ausstellung und landwirtschaftliche Maschinen. Mitte: Förderung der Landwirtschaft und Sportpavillon. Rechts: Volkswirtschaft, Weinbau und landwirtschaftliche Hilfsprodukte.



Neubau der Hochschule für anthropologische Wissenschaft in Dornach bei Basel. (Mit Text.)



Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul v. Manser. (Mit Text.)

„Ach, Sie sind herzlos, sonst würden Sie jetzt nicht schlechte Scherze machen!“ Entrüstet stand er auf.

Sie aber lachte weiter.

Nach einem Weichen kam er wieder heran zu ihr: „Melanie, ich frage Sie ernsthaft, glauben Sie nicht an meine Liebe?“

„Und wenn ich es nicht täte?“

„Dann würde ich fragen müssen —“

„Mein lieber Freund, ich bin kein junges Mädchen mehr, sondern eine Frau, die Erfahrungen gemacht hat, und das Ergebnis meiner Erfahrungen ist folgendes: Ich teile das Leben des Mannes in drei Abschnitte, der erste heißt Liebe, der zweite heißt Genuß und der dritte heißt —“, zögernd und lächelnd sah sie ihn an.

„Nun, wie heißt er?“

„Beim dritten Abschnitt sind Sie jetzt angekommen, lieber Freund.“

„So? Und wie heißt er?“

„Er heißt — Ruhe.“

„Feinlich berührt sah er sie an und fragte dann: „Und Sie glauben wirklich?“

„Ja, ich glaube es wirklich.“

bereiteten Fisch auf. Alles Vorhergegangene schien vergessen. „Wie schmeckt Ihnen der Fisch?“

„Hervorragend! Ganz ausgezeichnet! Eine wahre Wohltat für den fasteiten Magen eines Junggesellen.“ Und mit wohligen Behagen aß er weiter.

„Das freut mich, darf ich Ihnen noch ein Stückchen reichen?“

„Wenn Sie die Güte haben möchten, so, danke verbindlichst.“

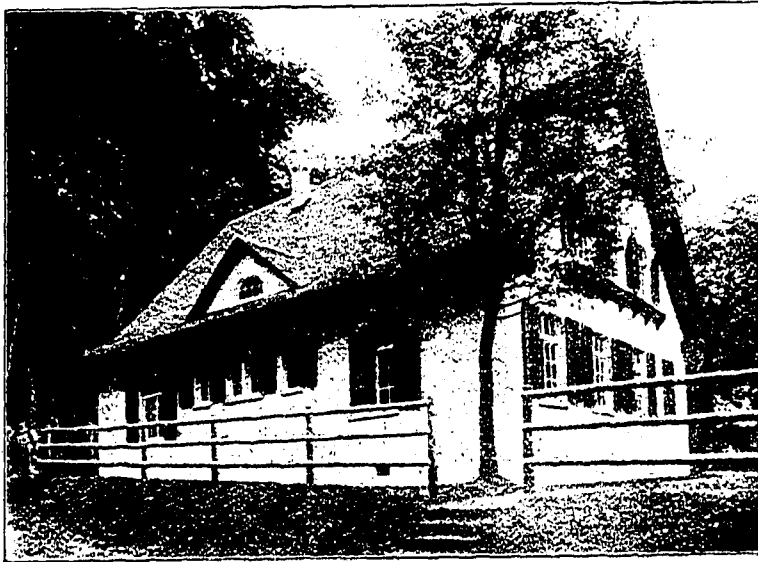
Und wieder aß er weiter, ohne viel auf anderes als auf sein Mahl zu achten, so daß sie heimlich lächeln mußte. — Als zweiter Gang kamen Hammelrippchen mit jungen Gemüsen.

„Sie gestatten doch, lieber Freund, daß ich Sie bediene?“ fragte sie lächelnd und nahm seinen Teller.

„Frau Melanie, Sie sind das entzückendste Wesen, das ich kenne. Auf Ihr Wohl!“ Mit Begeisterung leerte er sein Glas, füllte es aber gleich wieder und

machte sich dann über den zweiten Gang her.

Sie aß wenig, beobachtete ihn aber um so genauer, als sie den Zeitpunkt für geeignet erachtete, begann sie: „Da Sie ein so guter Freund von mir sind, darf ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen?“



Waldholungsstätte am Zürichberge. (Mit Text.)  
(Phot. Wilhelm Gallas, Zürich.)

„Über ich liebe es nicht, wenn mein Mann einen Schlafrock trägt.“

„Mit Ihnen ist heute nicht ernsthaft zu reden, das sehe ich ja wohl“, grollte er. „Also lassen wir es, bis Sie einmal weniger in Ufflame sind.“

Er wollte gehen. Sie aber bat ihn, noch zu bleiben. —

„Seien Sie heute mein Gast.“

Ein wenig erstaunt sah er sie an. —

„Vorausgesetzt natürlich,“

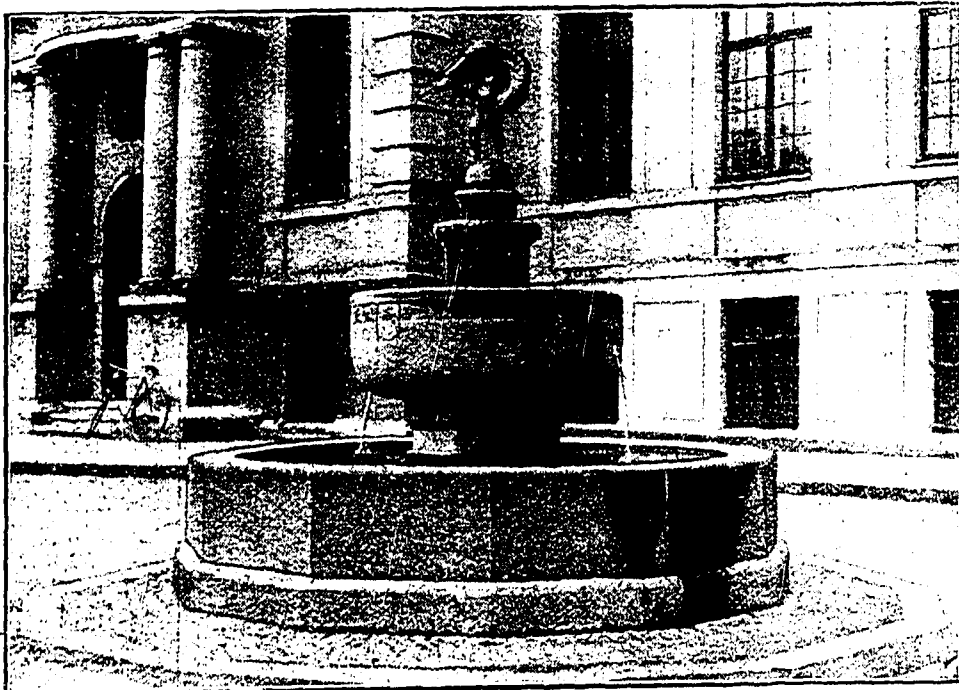


Thomas Koschat †  
betsannter Wiener Musiker und Komponist.  
(Welt-Fresh-Photo Co.)

„daß Sie frei sind und nichts Besseres vorhaben.“

„Nein, ich bleibe gern.“

Das Mittagessen wurde aufgetragen und sie saßen sich gegenüber. Er goß ihr goldhellen Rheinwein ein und sie legte ihm von dem prachtvoll zu-



Der Festsbrunnen in Telero. (Mit Text.)

Er nickte ihr zu, konnte aber ruhig weiter.

„Rechtsanwalt Bachmann hat mir einen Antrag gemacht.“

„So, so, das dachte ich mir. So ein blöder Kerl!“ Er sprach das so ganz leicht hin, ohne jede Erregung, als aber ruhig weiter, bis der Teller leer war.

Inzwischen war der Braten aufgetragen worden, von dem sie ihm ein paar tüchtige Scheiben vorlegte.

„Ah!“ rief er begeistert. „Ihre Köchin versteht ihr Geschäft, das muß ich sagen. Solch einen Braten habe ich noch nicht gegessen.“

„Freut mich außerordentlich,“ entgegnete sie launig; „ich werde das Gehalt meiner Köchin erhöhen, um mir dies Juwel zu erhalten.“

„Prächtig! Prächtig!“ Mit vollen Backen arbeitete er weiter.

Und nun begann sie wieder, langsam und leise lauernd:

„Übrigens muß ich sagen, daß der Anwalt gar kein übler Mann ist; er hat Lebensart und weiß etwas aus sich zu machen. Finden Sie das nicht auch?“

Aber Dr. Müller antwortete nichts, weil er zu sehr mit dem delikaten Braten beschäftigt war.

„Oder mögen sie ihn etwa nicht leiden?“ fragte sie weiter.

„Wie? Wen?“ Erstaunt sah er auf von seinem Teller. „Ach so, Sie sprechen von dem Bachmann — Verzeihung! Na, es geht, ein ganz netter Mensch, bloß ein bißchen sehr von sich eingenommen.“ Und schnell nahm er die unterbrochene Mahlzeit wieder auf.

„Das kann ich durchaus nicht sagen, im Gegenteil, ich finde, daß er einem Frauenherzen recht gefährlich werden könnte. Aber darf ich Ihnen nicht noch ein wenig Braten anbieten?“

„Na ja, gehen Sie mir noch ein Stückchen, es schmeckt gar zu gut“, rief er strahlend.

Und als er wieder aß, sagte sie heiter: „Also nehmen Sie sich in acht, es ist Gefahr im Verzuge.“

Er aber vernahm nur lächelnd und laute unbeforgt weiter, bis der Nachschiff serviert wurde.

Nach dem Essen nahm man den Kaffee, und als er sich behaglich eine Zigarre ansteckte, sagte sie: „Nun kann ich Ihnen übrigens auch gleich eine endgültige Antwort geben, lieber Doktor.“

Tragend sah er sie an.

Lächelnd fuhr sie fort: „Ich habe bei Tisch die genaue Beobachtung gemacht, daß Sie sich schon sehr stark in dem bewußten bräunlichen Abschnitt befinden, und deshalb bedauere ich außerordentlich, Ihren Antrag ablehnen zu müssen.“

„Scherzen Sie doch nicht immerzu darüber.“

„O nein, diesmal ist es mir ernst.“

„Aber warum denn jetzt auf einmal der schnelle Entschluß?“ fragte er beängstigt.

„Weil Sie für einen Liebhaber einen zu guten Appetit haben, lieber Freund. Ich sprach Ihnen von einem Nebenbuhler. Sie aber dachten nur an Ihren Magen. Wenn das schon vor der Ehe geschieht, was soll denn erst noch später kommen?“

Er wollte noch zu seinem Besten reden, um sich wenigstens einen ehrenvollen Abgang zu schaffen, aber auch das mißlang, denn er redete sich immer tiefer hinein, bis es zuletzt nur die eine Möglichkeit gab, schnell zu verschwinden.

Als er fort war, eilte sie an den Schreibisch, lud den Rechtsanwalt Bachmann ein, sie heute Abend zum Tee zu besuchen, und ließ den Brief sofort besorgen.

Jetzt wollte sie an dem zweiten Freier die Probe machen.

Pünktlich um sieben Uhr erschien der Rechtsanwalt, ein elegant, schneidiger Herr.

Mit ritterlicher Eleganz begrüßte er sie und küßte ihr die Hand.

„Meine Gnädige, Ihre Einladung hat mich riesig gefreut!“

Sie lächelte nur sein und hieß ihn willkommen.

Als sie fünf Minuten später am Stammb. saßen und auf dem Tisch der Teekessel summete, leitete er das Gespräch von den alltäglichen Neuigkeiten geschickt zu seinen eigenen Interessen über, indem er — genau wie der Doktor — fragte: „Wissen Sie übrigens schon, daß sich Landgerichtsrat Weber verlobt hat?“

Frau Melanie lächelte, nickte und sagte: „Doktor Müller erzählt es mir.“

„Wöglich fragte er: „Warum, meine liebe gnädige Frau, heiraten nicht auch Sie wieder?“

„Meinen Sie, daß ich mich beeilen müßte, um den rechten Augenblick nicht zu verfehlen?“ Heiter sah sie ihn an.

Nach er wurde lustig: „Wenn ich das auch nicht so wörtlich meine, wie Sie es da sagen, so denke ich doch, daß diese Frage überhaupt so viel Wichtigkeit für Sie hat, daß wir sie ernsthaft besprechen können.“

Einen Augenblick sah sie ihn an. Sie ärgerte sich, daß er ihr diese Kellion geben konnte, dann aber fand sie ihre Ruhe wieder und sagte mit ganz leiser Ironie: „Sie vergessen, lieber Freund, daß ich kein junges Mädchen mehr bin. Vor sechs Jahren, als ich

heiratete, dachte ich ähnlich wie Sie, jetzt, nun ich die Ehe und das Leben kenne, denke ich anders darüber. Ich halte die Ehe für ein Lotteriespiel — der Vergleich mag alt sein, aber er ist treffend. Einmal bin ich in diesem Spiel mit keinem großen Gewinn heraus gekommen, weshalb sollte ich also einen zweiten Versuch machen?“

„Weil man dem Glück die Hand bieten muß — um bei Ihrem Gleichnis zu bleiben.“

„Auch der Begriff von Glück ist verschieden. Wer sagt Ihnen, daß ich so, wie ich mit meinem Leben jetzt eingerichtet habe, nicht glücklich bin?“

„Mit anderen Worten: Sie denken nicht wieder an eine Heirat.“

„Das will ich nicht gesagt haben“, entgegnete sie zögernd und schaute in die Kamingslut. „Wenn der Rechte kommt, dann bin ich vielleicht doch nicht abgeneigt, über seinen Antrag nachzudenken.“

Er räusperte sich ein wenig, holte tief Atem und begann:

„Nun, Frau Melanie, könnten Sie nicht in mir den Rechten sehen?“

Noch immer blickte sie in die Kamingslut und antwortete nichts.

„Sie müssen es doch längst gemerkt haben, daß ich Ihnen mehr als bloße Freundschaft entgegenbringe, Frau Melanie.“

Jetzt sah sie ihn an und nickte: „Ich weiß, daß Sie sich mit dem Gedanken tragen, mir einen Antrag zu machen. Sie sehen also, ich war darauf gefaßt, heute etwas derartiges von Ihnen zu hören.“

Eine Pause entstand, beide sahen sich an.

Endlich fragte er: „Und was antworten Sie mir, Frau Melanie?“

Sie zuckte mit den Schultern, stand auf und sagte: „Kommen Sie zu Tisch, lassen Sie uns erst ein wenig essen.“

Er folgte ihr, aber er ärgerte sich, daß sie ihn zappeln ließ. Er vermochte nur schwer seinen Unwillen zu unterdrücken.

(Schluß folgt.)

## Ferien daheim.

Von Johanna Funt-Friedenau. (Nachdruck verb.)

**V**orlauf, die Luft geht frisch und rein — wer lange sitzt, muß rosten, — den allerherrlichsten Sonnenschein, — läßt uns der Himmel kosten.“ — Der Dichter singt es von der schönen Zeit des Wanderns, und die hinausfahren in die Welt, singen es ihm nach. Aber die anderen, die zu Hause bleiben müssen, die Armen! Sie, die ein widriges Geschick zwingt, auf die ersehnte Ferienreise, die sich alle erträumten, diesmal zu verzichten! Da ist eins von den Geschwistern oder der Vater erkrankt, und die Genesung ist mit einer recht kostspieligen Kur in einer Anstalt verknüpft, oder unerwartete Vorkommnisse haben das Reisebudget überhaupt gestrichen. Nun heißt es sich bescheiden! Und doch brauchen sie nichts zu bedauern; wohl muß die Reise unterbleiben, aber „der frischen Luft und des allerherrlichsten Sonnenscheins“ können sich die Geheunden auch erfreuen, wenn sie die Ferien daheim verleben. Sie mögen es nur probieren; es gehört gar nicht viel dazu! Nur eine systematische Vorbereitung; genau, wie zu jeder Reise. Reisen ist eine Kunst, behauptet irgendeiner; aber zu Hause bleiben und Erholung finden, wie auf einer Reise, das ist auch eine. Und in der Mutter Hand liegt es, es zu verwirklichen. Die Tage der goldenen Freiheit sind gegeben; es heißt, sie nach Kräften ausnützen. Und die Vorarbeiten zur Ferienzeit sind die gleichen, wie zu einer Sommerreise. Die Hausfrau muß darauf sehen, für die freie Zeit die tägliche Arbeit auf das Mindestmaß zu beschränken. Das übliche Reinmachen, die große Wäsche, das Instandsetzen der Garderobe, alles das muß vorher bewältigt sein. Das schafft Freiheit für die kommenden Wochen. Und nun sind sie da, die Tage der Ferienwohne! Die Alltagsorgen werden beiseite geschoben; eine Karte von der Umgebung, die auch schon seit Wochen studiert ist, hervorgezogen und die angestrichenen Spaziergänge und Touren durchgesehen. Es geht an das Pläncemachen! Da tanzen die Kinder, die bisher traurig den Wegfahrenden nachgeblickt haben, schon auf. Jedes hat einen Vorschlag, will eine Tour! Wie gern schnallen sie die kleinen Knäsdäcke an; die sündige Mama verwandelt die Hängematte noch schnell in eine Amhängetasche, die Tücher und das Ledentape birgt, und fröhlich pilgern sie hinaus. Ist die Gegend wasserreich, so soll das Baden möglichst oft berücksichtigt werden. Wie wundervoll vergeht draußen die Zeit! Wie wohnig wirkt die Einsamkeit, in der die kleine Familie Alleinherrscher ist! Lust- und Sonnenbäder winken! Und dann wird das Mitgebrachte verzehrt; oder — in unserer Zeit der Jugendbewegung gehört sicherlich das eine oder andere Kind einer Vereinigung an — es geht an das Abkochen! Die Mutter kann sehen, wie sogar ihr Junge eine feine Erbsensuppe mit Würstchen fertig macht! Und wie die übrigen Kinder mithelfen; so willig sind sie daheim selten! —

Hier gibt's keine langgezogenen Suppen und dünne Fleischscheiben, hier hat jeder sein reichlich Teil. Und wenn dann die Mutter noch zu erzählen weiß; wenn sie mittollt mit groß und

Keine, sie, die zu Hause nur enger Pflicht lebte, wie in ihren Mädchenjahren fühlt sie sich! Wie schnell fliehet solch ein Tag! — Und wie freudig werden jetzt die kommenden erwartet; denn das Schönste einer ganzen Reise, die Harmonie der Stunde, hat man festgehalten.

Da, wo die Heimat keine Badegelegenheit bietet, finden sich auch dunkle Tannenwälder, lustige Höhen, Wiesen in buntem Blumenkranz, stille Täler oder Buchen- und Eichwald. Es kommt am Ende nur auf das Wandern an, und das gerade ist die Lust der Jugend und der Jungbrunnen der Älteren; wieviel unerkannte, ungewürdigte Pracht und Herrlichkeit oder lieblichen Reiz bietet die engere Heimat! Daran gingt man achlos vorüber! Jeder Tag zeigt neue Bilder, und begeistert preisen die Kinder ihren Heimatboden! Und die Mutter unterstützt solche Freude; sie kann von dem Volkstum früherer Jahre erzählen, von der Historie des Städtchens, von den eigenen Vorkämpfern. Und in der Kinder Herz spinnst sich der Zauber der Natur ein; die geistige Nahrung verkümmert ihnen die Ferientage daheim. Natürlich hat Vater oder Mutter sich längst besonnen auf alle die Schätze, die sie der hochhenden Schar austräumen wollen.

Und wieviel bewußter und unbewußter Dank wird ihnen für ihre Mühe! — Ohne gereizt zu sein, empfinden sie alle: „Wie der Fisch froh in der Flut schwimmt, — wie der Fint frei sich davonschwingt, — flieh' ich von hier!“ —

Aber wenn der Himmel trübe wird, und Frau Sonne ihr Leuchten verdeckt? Ja, ist dann der Aufenthalt draußen im fremden Lande, an der See, in den Bergen so beneidenswert? Ist es dann so gemüthlich, mit unbekannten Menschen in oft sehr öden Gastzimmern? Was da der „Verreiste“ unternimmt, kann der „Zuhausegebliebene“ besser haben! Wer sich erholen will, muß auch den Regentag und seine Boesie verstehen; wenn seine Kleidung weicher ist, und der Humor bei ihm wohnt, kommt er auf der Reise und daheim gut darüber fort! Gibt es doch manche Sehenswürdigkeit in der Stadt, die dann besucht werden kann; Museen und Bibliotheken, die ihre Schätze anbieten. Und bleibende Erinnerungen schafft das Nemenlernen des Heimatortes!

So röten sich auch daheim die Wangen der Jugend, kräftigt sich die Mutter. Und die Heimatliebe wird gemehrt und gefestigt, und Unvergängliches zieht ein in die Herzen der Kleinen. Einen viel größeren, echten Gewinn bieten solche Ferientage, weit mehr, als den Reisenden beschieden, die in nervöser Hast, nur um alles gesehen zu haben, mit kinematographischer Geschwindigkeit eine Reihe von Bildern in sich aufnehmen, die ebenso schnell verblaffen, wie sie geboten wurden.

Und zuletzt, wenn die Reisenden wieder ins Städtchen eintreten und manch ein Geldbeutel schmal geworden ist, dann freut sich die Mutter über ihre Ersparnisse, und sie rechnet, wie weit nun die Garderobe ergänzt werden kann, wie manch kleiner Herzenswunsch sich erfüllen läßt. Und auch die Kinder sind froh und denken gern der Ferien daheim!

**Ferienzeit.**

Hinaus aus dem Getümmel  
Der Städte, dumpf und schwer,  
Mich lockt der blaue Himmel,  
Das weite, freie Meer!

Hinaus dem in die Weiten,  
Das Leben winkt so hold,  
Vieltausend Herrlichkeiten  
Sind vor mir ausgezollt.

Mich lockt die goldne Ferne  
In jugendfrischem Mut,  
Zwei lichte Augensterne,  
Zwei Mähdchen rot wie Blau.

Vieltausend Freuden loden  
Dort in der schönen Welt,  
Von hellen Feiertagsladn  
Sind mir die Brust geschwellt.

Mich loden grüne Auen,  
Der Berge stolze Pracht,  
Die Ströme all, die blauen,  
Die kühle Waldesnacht.

Hinaus, dem Glück entgegen,  
Die Kasse steht bereit —  
Gott geiß dich allerwegen,  
Holdsel'ge Ferienzeit!

S. W. Burda.

**Fürs Haus**

**Die Fleckenkrankheit der Bohnenhülsen.**

An den neuen grünen Hülsen unserer Busch- und Stangenbohnen zeigen sich selten Flecken, die ansangs grau aussehen, sich aber bald braun färben und größer werden, schließlich auch zusammenfließen und die Substanz der Hülse sowie den darunterliegenden Samen zerstören. Die Krankheit wird durch einen Pilz, (*Gloeosporium Lindemuthianum*) hervorgerufen. Am häufigsten werden die in der Nähe des Erdbodens hängenden Bohnen befallen. Dichter Stand, mangelhafter Luftzutritt fördern die Krankheit, die manchmal so heftig ausbricht, daß man kaum eine gesunde Bohne ernten kann. Die Fleckenkrankheit wird häufig durch den Samen verbreitet. Befällt der Pilz die Hülse, wenn sie sich schon dem Reifezustand nähert, so kann der Pilz noch in den Samen dringen, ist aber nicht mehr imstande, die Keimfähigkeit desselben zu zerstören. Er überwintert in der Bohne und entwickelt sich im Frühjahr, wenn der

Samen in die Erde gelegt wird. Darum sollte man Bohnen von bereits erkrankten Beeten zur Aussaat nicht verwenden. Der Pilz kann aber auch in Hülsen, die auf dem Boden liegen geblieben sind, überwintern. Auf andern Kulturpflanzen scheint er nicht fortzukommen, er ist ein spezifischer



Krankheitserreger für die Gartenbohne. Die Ausbreitung erfolgt sehr rasch. Verstreut man eine gesunde Hülse mit einem Tröpfchen Wasser, in dem sich Sporen von *Gloeosporium Lindemuthianum* befinden, so bilden sich bereits nach fünf Tagen die charakteristischen braunen Flecke aus. Um der Krankheit zu begegnen, lege man die Gartenbohnen nicht zu dicht und suche ihre Berührung mit der Erde zu verhüten.

**Unsere Bilder**

**Der Königsweih am Horst.** In dem Reich der Lüfte, König ist der Weih, singt Schiller, und er hat wohl auch recht, diesen großen, zum stolzen Geschlecht der Falken zählenden Raubvogel als Beherrscher der Lüfte zu feiern, da er sich durch außerordentlich schönen Flug auszeichnet und ein prachtvolles Bild darbietet, wenn er hoch im Äther ruhig und gemessen seine Kreise zieht. Aber gegenüber dem kühnen Falken, dem flinken Boten Apollons, der schon den Ägyptern heilig war und von den alten Germanen und Slaven in Götterhainen verehrt wurde, dem kühnen Jagdgehilfen der mittelalterlichen Ritter und Edel Frauen, ist der Weih doch ein ziemlich spießhafter, ja fast lächerlicher Geselle. Er gilt als ebenso dreist wie feige, benimmt sich andern Raubvögeln gegenüber höchst aufdringlich und zwingt diese durch ständige Belästigungen, ihm ihre Beute zu überlassen. Namentlich der edle Falke überläßt den Weihen und andern Raubvögeln seine Beute nur im stolzen Stolz der erjagte Beute, wenn diese Räuber herbeifliegen und sie ihm freitig zu machen suchen. Und seinen Horst baut der Weih am liebsten auch nicht selber, sondern nistet sich in alten Reiherrhorsten ein. Die Eigenart zu „feig aber dreist“ kommt in erhöhtem Maße der kleinlichen Weihenart zu, dem Gabelweih- oder Gabelweih, auch Königsmilan oder roter Milan genannt, nach dem vorwiegend rostroten Gefieder. Als unermüdlicher Vertilger von Mäusen und schädlichen Insekten kann er sehr nützlich werden, während er als Charakteristischer für diesen großen Raubvogel aber, der sich listigerweise totstellt, wenn man ihn eingefangen hat, ist es, daß er nicht wie der Edelfalke, der erst mühsamer Fährten bedarf, um als Jagdfalke Hausgenosse zu werden, in der Gefangenschaft bald ohne weitere Abrihtung sehr zahm wird, so zahm, daß dieser meistergroße Raubvogel selbst zum Pühnerweier-Ausbrüten sich herbeiläßt und der ausgebrüteten Küchlein getreulich wartet. Und von einem solchen Mäusenbegenden Königsweih hätte Schiller ganz gewiß nicht gesungen: In dem Reich der Lüfte, König ist der Weih.

**Die Schweizerische Landesausstellung in Bern.** Die Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung fand am 15. Mai statt. Es ist die dritte, die die Schweiz veranstaltet. Die Landesausstellung ist eine Veranstaltung des in erster Linie ein umfassendes Bild von der nationalen Entwicklung der Schweizer Völkes geben soll. Allein die Schweiz hat sich kraft der Arbeitstüchtigkeit der Bevölkerung zu einer industriellen Macht entwickelt, die auf dem Weltmarkt im Wettbewerb selbst mit den industriellen und kommerziellen Großmächten ehrenvoll besteht. Von dieser starken und erfolgreichen industriellen Produktion der Schweiz für den Weltmarkt wird die Landesausstellung in mehreren ihrer Ausstellungsgruppen ein glänzendes Zeugnis ablegen. Die Landesausstellung umfaßt sieben Hauptgruppen: 1. Reproduktion (Landwirtschaft, Bergbau, Viehzucht usw.); 2. Gewerbe, Industrie und Technik; 3. Handel und Verkehr (einschließlich Sport und Touristik); 4. Staatswirtschaft und Volkswohlfahrt; 5. Scherwesen; 6. Künste und Wissenschaften; 7. Internationale Bureaus. Es ist hier nicht möglich, auf die einzelnen Abteilungen der Ausstellung näher einzugehen.

Der Neubau der Hochschule für anthropologische Wissenschaft in Zornach bei Basel. Dieser architektonisch wunderbar wirkende Bau auf einem Bergücken, der das ganze Tal beherrscht, wurde soeben nach dem Entwurf von Dr. Steiner, Berlin, errichtet.

Walderholungsstätte am Zürcherberge. Anfangs Mai wurde am Zürcherberg droben eine Walderholungsstätte, verbunden mit einer Waldschule, eingeweiht. Der einfache aber schmucke Bau liegt an prächtiger, windgeschützter Lage am Waldrand oben an der Biberlinstraße und bietet vorläufig für etwa fünfzig Pfleglinge Platz. Die Erholungsstätte ist bestimmt für blutarme, unterernährte, strotzende und nervöse Kinder. Hier in der Waldluft sollen sie erkranken und gesund werden.

Thomas Koschat, der berühmte Kärntner Liederjäger, ist im Alter von 69 Jahren gestorben. Der außerordentliche Erfolg, den die ichtlichen, volkstümlichen Sangesweisen Koschats in der ganzen Welt erzielten, erklärt sich aus der glücklichen Mischung von Sentimentalität und Humor, die ihnen innewohnt. Das bekannteste von den Liedern Koschats, der auch sein eigener Dichter war, ist das innige „Verlassen, verlassen bin ich“, das, wo immer es gesungen wird, einen mächtigen Eindruck hinterläßt.

Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul v. Mauser. Am 29. Mai starb in Oberndorf der hervorragende Waffentechniker und Leiter der Waffenfabrik Mauser N. G., Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul v. Mauser. Er hat sich als Konstrukteur des Infanteriegewehrs der deutschen Armee seit 1870 große Verdienste erworben und durch seine Waffenkonstruktionen internationalen Weltruf geschaffen.

Der Hecht von Teterow. Auf dem Marktplatz von Teterow wurde vor kurzem ein Brunnen enthüllt, der den Namen „Der Hecht von Teterow“ führt. Man erzählt, daß die Teterower in den früheren Jahren einen großen Hecht gefangen haben, der der großherzoglichen Tafel würdig war. Darum beschloßen sie, den Hecht aufzubewahren, bis der Landesvater käme, um ihn demselben vorzusetzen. Sie kamen auf die kluge Idee, den Hecht wieder ins Wasser zu setzen und, um ihn genau wiederzufinden, schnitten sie bei der Aussetzung einen Kreis in den Naht und fuhren damit wieder fröhlich heim. Der Brunnen ist ein Werk des Bildhauers Prof. W. Wandschneider.

E. M. Arndt äußerte einmal: „Mehrere haben mich schon für einen rasenden Narren und Toren erklärt, daß ich immer denselben Kuckucksgefang sänge; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der deutschen Trägheit und Langsamkeit, die nicht leicht ergreift, aber wenn sie ergriffen hat, auch festhält, manche Gegenstände nicht oft genug zu Gemüt führen. Der alte Skato der Zensor, sing in jeder Senatsitzung immer mit den Worten an: „Meine Meinung geht aber dahin, das Karthago zerstört werden muß“ — und Karthago ward zerstört. So hat der redliche Deutsche auch sein Karthago, wogegen er streiten und sprechen muß, so lange es steht. Dies Karthago heißt französische Art, Mode, Tracht und Sprache in Deutschland. Gegen diese werde ich bei jeder Gelegenheit streiten mein Leben lang, weil ich sie für das ärgste Gift und schlimmste Übel deutscher Kraft und Tugend halte — und sollte ich deswegen auch von allen Weisen und Narren ohne Unterschied für einen Narren gehalten werden.“



Verdächtige Frage.

„O, Anton, nur wenn du mir jeden Tag 'nen Brief schreibst, halt' ich die Trennung aus und bleibe vier Wochen in Marikabad!“ „Und wenn ich dir jeden Tag zwei Briefe schreibe?“

Die beste Tour. Im Fremdenbuch auf der „Schwarzen Pfütze“, dem von Kisinger Sturgästen viel besuchten Wirtshaus auf der Höhe von Mäurerstald in Bayern, befindet sich u. a. folgende poesievolle Inschrift: Die beste Tour ist, Wenn ein Tourist, Der auf der Tour ist, In einer Tour ist. Leider ist der Name dieses Touristen und Dichters dem „reizenden“ Poem nicht beigelegt.

Gemeinnütziges

Seanderbäume bilden in vollem Flor eine Zierde für Garten und Balkon. Um vollen Flor zu erreichen, ist sonniger Stand und viel Wasser Hauptbedingung.

Praktische Winke zur Aufbewahrung der Schirme auf der Reise. Die meisten Reisenden legen die Schirme gedankenlos in die Schirmneze des Coupés, ohne sie vorher durch Einhüllen in Papier oder Schutztücher zu verwahren. Sie wundern sich dann noch sehr, wenn die Bezüge schadhafte Stellen aufweisen und schieben die Schuld daran dem Lieferanten in die Schuhe, weil sie glauben, daß verlegene Seide die Ursache ist. Wenn man sich aber das grobe Knüppelwerk der Schirmneze genauer ansieht und bedenkt, wie sehr die Schirme während der Fahrt daran gerieben werden, wird man anderer Meinung über die schadhafte Bezüge werden und seine Schirme nicht mehr ohne weiteres diesen Reizen anvertrauen. — Bei größeren Reisen bedient man sich ja ohnedies einer Schirmhülle aus Leinen oder Segeltuch, die sämtliche Schirme in sich aufnimmt, bei kürzeren Fahrten aber pflegt man den Schirm ohne Hülle mit sich zu führen oder nur mit dem seidenen Futteral, das in derselben Weise als der Bezug des Reis leidet. In solchem Falle sollte man den Schirm mit einer Zeitung umwickeln, ehe man ihn in das Reis legt oder, hat man keine zur Hand, den Schirm hinter sich in die Ecke stellen. Das ist nicht gerade angenehm, aber immer noch weniger unangenehm als die kleinen Bücher in den guten Schirmbezügen, die um so unvermeidlicher und verdrießlicher sind, je wertvoller das Material ist. Auch beim Zusammenpacken mehrerer Schirme in die Schirmhülle empfiehlt es sich, zwischen jeden Schirm einen Vogen Zeitungspapier zu legen. Die Bezüge reiben sich dann nicht aneinander und werden nicht so sehr zerdrückt. Ganz verwerflich ist ein Einschütren der Schirme in die Plaidhülle. Der Transport dieses Gepäcksstückes wird dadurch sehr erschwert und man gefährdet durch die hervorstehenden Schirmpitzen nicht nur die Mitreisenden, sondern auch die Schirme selbst, denn die Spitzen werden leicht verbogen und die Griffe verformt. Praktisch ist es, für die wertvolleren Griffe kleine Bezüge aus Waschleder anzufertigen. Das schont ungemein und sieht dabei anständiger aus als das Umwickeln mit Papier. W. M.

Allerlei

Vorsicht. Wirt (zum Kellner): „Lassen Sie sich von dem Fremden nur sofort bezahlen; er hat soeben erzählt, er sei — Schnellläufer.“

Je nachdem. Hausfrau zum Anstreicher, der den Fußboden streichen soll: „Sagen Sie mal, in wie langer Zeit werden Sie wohl mit der Arbeit fertig sein?“ — Anstreicher: „Das weiß ich nicht. Der Meister sieht sich gerade nach einer andern Arbeit um. Wenn er sie bekommt, dann werden wir hier schon morgen fertig. Wenn nicht, dann wird die Sache hier wohl die ganze Woche dauern.“

Entsprechende Wirkung. Fremder (in einem Lustort): „Wich wundere mich, daß Sie es bei dieser günstigen Frequenz noch nicht einmal zu einer Kurpelle gebracht haben.“ — Einheimischer: „O, wir haben mal den Versuch gemacht; da waren aber die Fremden gleich wie — weggeblasen!“

Daare, die periodisch ihre Farbe wechseln, beobachtete der Zahnarzt Dr. Sander in Daldorf bei einem idiotischen Mädchen. Das Haar dieses Mädchens wechselte periodisch seine Farbe, von Gelbblond in Goldbrünnlich und umgekehrt. Dieser Wechsel der Haarfarbe pflegte sich innerhalb 48 bis 60 Stunden zu vollziehen, worauf dann die Farbe 7 bis 8 Tage gleich blieb, um von neuem zu wechseln. Sonderbarerweise trat mit dem Wechsel der Haarfarbe ein Wechsel in der Gemütsstimmung ein, und es fiel das Stadium der goldbrünnlichen Haarfarbe in die Zeit der Erregung, während die gelblichblonde Farbe in dem ruhigen Zustande beobachtet wurde. Krankheit der Haare und der Kopfhaut wurden nicht beobachtet. T.

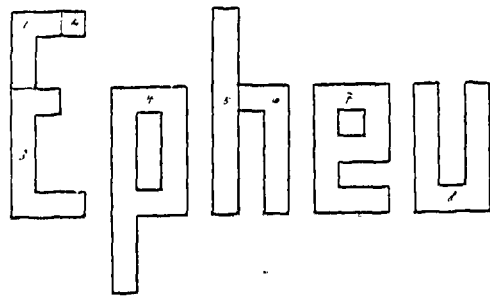
Logogriff.

Als Ziel ist's bekannt, Wird es mit a genannt, Steht aber o am Schluß, Ist's ein bekannter Fluß.

Kriptomorph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8. Europ. Land.
2 8 6 7. Ein Mädchenname.
3 2 4. Eine Farbe.
4 7 8 6. Eine Festart.
5 3 7 8. Europ. Geoirge.
6 3 2 6. Ein Getränk.
7 5 8 7. Ein Getränk.
8 2 4 4 2. Ein Spiel.
Die Anfangsbuchstaben geben ein europäisches Land. Tald.

Auflösung der Zerleg-Aufgabe.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Gemä. Augen. — Des Logogriffs: Mel, Mur.

Alle Rechte vorbehalten.